



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Susanne

Roman

Montépin, Xavier de

Wien [u.a.], 1877

XVIII. Mariollens Erzählung.

urn:nbn:de:hbz:466:1-44734

Eines Morgens also, nachdem Mariolle das Frühstück auf den Tisch gesetzt hatte, blieb sie, anstatt in die Küche zurückzukehren, im Speisesaal, ging ohne ersichtliche Ursache hin und her und dachte sich darüber nach, auf welche sinnreiche Weise sie sich in das Gespräch mengen könnte.

Ihr gutmüthiges breites Gesicht drückte unendliche Selbstzufriedenheit aus, wie sie Jemand empfindet, der eine wichtige Neuigkeit weiß und sich anschickt, dieselbe gut aufgelegten Zuhörern zu erzählen.

Der Commandant Simon bemerkte endlich diesen Ausdruck. Er legte auf seinen Teller den Löffel nieder, mit dem er seine Töchter bedient hatte, und sagte:

„Nun, Mariolle, sag' an, was gibt es Neues? . . . ist das Brot theurer geworden? . . . sind diese Nacht ein paar Häuser in Belleville abgebrannt?“

XVIII.

Mariollens Erzählung.

Anstatt auf die Frage des Herrn Simon zu antworten, stemmte Mariolle ihre dicken Hände in die starken Hüften und sagte:

„Herr Commandant, ist ein Falschmünzer ein Dieb?“

„Na freilich! er macht ja anstatt guter Hundert-Sous-Stücke in Silber schlechte Fünf-Francis-Thaler aus Blei . . .“

„Nicht das wollte ich wissen, Herr Commandant!“

„Was denn?“

„Ob die Falschmünzer auch in Häuser kommen, um da zu rauben?“

„Ich weiß nicht genau, ob sie das thun, doch halte ich sie dessen fähig . . . wenigstens die meisten von ihnen. — Wer auf die eine Weise stiehlt, kann es auch auf die andere Weise thun . . . Alle Schurken reichen einander die Hand.“

„Ah gut!“ rief Mariolle, „wenn das so ist, so werde ich jetzt recht hübsch auf Alles wohl Achtung geben und Abends die Thüren zuschließen, die Fensterläden verrammeln und den Garten untersuchen in allen seinen Winkeln und Nebenwinkeln!“

Bertha und Susanne konnten nicht umhin, über die Eiferung der Normännin zu lachen. Der Commandant fragte sie:

„He, Mariolle, wirst Du närrisch?“

„Ich! Herr, mein Gott! o, nein . . . nein!“

„Es sieht aber gerade so aus.“

„Ah, weshalb denn, Herr Commandant?“

„Du sprichst von Dieben, von Falschmünzern, vom Zusperrren der Thüren und Fenster . . . Du bist sicher nicht ganz bei gesunden Sinnen.“

„Ei ja wohl . . . ja doch, ja!“

„So erkläre Dich: hat man uns bestohlen?“

„Noch nicht, der Herrgott sei gelobt dafür! . . . Aber sicherlich, wenn man nicht gut Achtung gibt . . . wird es bald geschehen.“

„Aber warum denn? sag' an.“

„Kennen der Herr Commandant und diese Fräuleins die Wittib Mathurel?“

„Ich glaube, das ist die Gemüsehändlerin uns gegenüber,“ versetzte Bertha.

„Ganz richtig, Fräulein!“

„Nun?“ fragte Simon.

„Nun, von ihr habe ich die Sache her . . . Eine brave Frau, bei der ich unser Gemüse kaufe . . . sie hat mir das Geheimniß anvertraut.“

„Welches Geheimniß?“

„Um! ich kann's nicht gut erzählen, Herr Commandant, . . . aber ich will reden wie ichs verstehe. Also der Falschmünzer wohnt nebenan, in dem kleinen Hause, das an unsres stößt, das zu vermietthen war . . .“

Als Susanne diese Worte hörte, machte sie eine rasche Bewegung, welche sie aber schnell wieder zu unterdrücken suchte. Allein diese Bewegung war Bertha nicht entgangen und sie

fang an, ihre Schwester verstoßen mit tiefer Aufmerksamkeit zu beobachten.

Mariolle begann wieder:

„Die Wittib Mathurel hat diesen Falschmünzer gesehen und sogar mit ihm gesprochen . . . er scheint ein recht hübscher Junge zu sein, mit einem Bart, groß und schwarz, und einem Schnurrbart, aber bleich im Gesicht und sieht wahrhaftig ganz aus wie ein Spigbube. Es scheint, er hat Erkundigungen verlangt von der Wittib Mathurel, bevor er das Haus gemiethet und ist sehr besorgt gewesen, man möge ihn hämmern hören von der Straße aus und in Ihrem Hause . . . Die Wittib Mathurel, die so ihre Idee gehabt, hat ihm geantwortet: „Nein!“ Sie begreifen wohl, es ist bequem, ihn da bei der Hand zu haben, wenn man ihn von der Gendarmerie will ergreifen lassen . . . Er hat das Haus gemiethet vom Vater Trinquart, dem Schuster, den der Eigenthümer, Herr Mirontaine, damit beauftragt hat und er hat sogar eine große Summe in Gold bezahlt . . .“

„Im falschen Gold?“ fragte der Commandant.

„O, bei Leibe nicht!“ entgegnete Mariolle, „der Spigbube kennt nur zu gut sein Geschäft, als daß er mit solchen Streichen anfangen sollte . . . es war meiner Treu gutes Gold. Es scheint, daß er am folgenden Tage mit einem großen Fiaker voll Geräthschaften gekommen ist und daß sogar vier Commissäre, die dem Fiaker folgten, befrachtet gewesen sind, Alles das in's Haus zu tragen, was er zu seiner Falschmünzerei braucht . . . und stellen Sie sich vor . . . Niemand weiß weder was er thut, noch wie er lebt, noch sonst etwas . . . er bleibt fast gar nicht im Hause . . . er geht und kommt . . . er schläft anderswo, sicher aus Furcht, eingekerkert zu werden . . . er kommt gegen zwei oder drei Uhr, kurz, er hat so ganz die Gewohnheiten eines leibhaften Missethätters Aber das ist noch nicht Alles . . . es scheint, daß am anderen Tage Vater Trinquart zu Herrn Mirontaine gegangen ist, der in einem anderen Hause wohnt in der Straße Fossés-du-Temple . . . denn er hat überall Häuser der Herr Mirontaine . . . er hat den jungen Mann gesehen, als er

fortging, wie er eben ausstieg aus einem prächtigen Cabriolet bei der Canalbrücke, und das Cabriolet war mit vier Pferden bespannt, wie der Wagen des Königs — ein Beweis, daß der Spitzbube sich verbirgt, weil er sein Gefährt nicht nach Belleville bringt — aber die Mutter Mathurel überwacht ihn, und wird ihn sicherlich dieser Tage anzeigen bei dem Polizeicommissär, der ihn dann schon wird festnehmen lassen."

"Und ist das Alles?" fragte Herr Simon.

"Aber, Bliß! das scheint mir doch genug zu sein; man magt nichts, wenn man auf seiner Hut ist."

Der Commandant zuckte die Achseln.

"Meine arme Mariolle," sagte er, "Du und Deine Gemüsehändlerin, ihr seid beide Närrinnen."

"Ah, das wäre!"

"Ja, zwei Närrinnen! sie, indem sie Albernheiten erfindet, die keinen Schatten von gesundem Sinne haben; Du, indem Du sie wiederholst, ohne zu wissen, was Du sagst."

"Aber, Herr Commandant, mit diesem jungen Manne da scheint es mir doch nicht recht natürlich . . ."

"Ach, höre auf! die Sache ist klar wie der Tag! Dieser junge Mann ist wahrscheinlich einer jener reichen und blasirten Subjecte, denen ihre großen Damen, ihre Schauspielerinnen und gewöhnlichen Schönen nicht mehr genügen, und er kommt incognito hieher, weil er einen Liebeshandel mit einem armen Mädchen in Belleville anspinnt, dafür möchte ich meine Hand in's Feuer stecken!"

"Meiner Treu!" versetzte Mariolle, "das mag just so sein, und weil Sie es sagen, Herr Commandant, so glaube ich es, da Sie doch mehr Verständniß besitzen thun, als die Wittib Mathurel."

Bertha hatte sich's, wir wiederholen es, zur Aufgabe gemacht, Susanne mit Aufmerksamkeit zu beobachten. Während der vorausgehenden Erzählung war diese Letztere auf ihrer Hut, und gab sorgsam auf sich Acht. Als sie aber die letzten Worte ihres Vaters hörte, deren derber und richtiger Sinn den Nagel so gut auf den Kopf getroffen hat, konnte das junge Mädchen

sich trotz aller Anstrengung nicht erwehren, abwechselnd roth und wieder blaß zu werden.

Diese Symptome der inneren Unruhe waren für Bertha ein Licht. Alles, was ihr seit einiger Zeit in dem Benehmen Susannens dunkel und unbegreiflich war, hatte sich ihr plötzlich aufgeklärt. Sie sagte bei sich: ihre Schwester habe sich ganz sicher einer thörichten Liebelei hingegeben.

Bertha war nur um ein Jahr älter als Susanne, allein sie hatte sich's zum Gesetze gemacht, gewissermaßen wie eine Mutter über eine junge Tochter zu wachen, da sie wohl wußte, welchen Gefahren sie der abenteuerliche Leichtsinn ihres Charakters und die romanhafte Ueberspanntheit ihrer Ideen aussetzte. Als nun der Commandant Simon zur gewöhnlichen Stunde ausgegangen war, sagte sie zu Susannen:

„Meine Liebe, willst Du, daß wir in unser Zimmer hinaufgehen?“

„Jetzt?“

„Ja.“

„Und was dort thun?“

„Ich möchte plaudern mit Dir.“

„Können wir denn nicht im Salon oder im Garten reden?“

„Nein.“

„Nun, ich will aber Luft schöpfen; plaudern wir später.“

„Das muß gleich geschehen.“

„Ah bah! Hast Du mir denn etwas so Wichtiges zu sagen?“

„Ja, etwas sehr Wichtiges, meine Liebe.“

„Und das duldet keinen Aufschub?“ fragte Susanne mit jenem ironischen Tone, in dem sie gewöhnlich mit ihrer Schwester sprach.

„Keinen, wenn Du nicht willst, daß ich Dir vor unserem Vater sage, was ich Dir gern hätte allein sagen mögen.“

Diese Worte erweckten einen raschen Argwohn im Herzen Susannens.

„Sollte Bertha etwas wissen?“ fragte sie sich.

Dann fügte sie laut mit trockener, doch etwas zitternder Stimme hinzu: „Nun denn, weil Du so sehr darauf bestehst, so gehen wir hinauf.“

„Meine liebe Schwester,“ sagte Bertha zu ihr, nachdem sie die Zimmerthüre geschlossen hatte, „ich habe Dir vor einigen Tagen, Abends, gesagt, daß Du mir viele Sorge machst, daß Du mir ein Geheimniß verbirgst, daß ich Unglück ahne . . .“

„Nun,“ unterbrach sie Susanne, „dieses Unglück ist nicht eingetroffen, so viel ich weiß . . .“

„O doch, meine Schwester, es ist eingetroffen.“

„Dann kenne ich es nicht.“

„Du kennst es.“

„Willst Du mir ein Räthsel zum Rathen aufgeben?“

„Susanne, scherze nicht so, ich bin in diesem Augenblick ernster als je, ich bin trostlos und Du siehst, wie meine Thränen fließen.“

„Wenn Du mir sagst warum, so werde ich Dich wahrscheinlich bedauern.“

„Susanne, ich weiß Alles.“

„Alles? Was?“

„Die Ursache Deiner plötzlichen Traurigkeit und übermäßigen Freude, die Ursache der Veränderung in Deinem Charakter und in Deinem Herzen . . . ich kenne Deine Starrheit, welche, wie ich hoffe, noch nicht strafwürdig ist, und ich will Dich aufhalten am Abhange des Abgrundes, in den Du ohne mich stürzen würdest!“

XIX.

Die zwei Briefchen.

„Schön, schön, schön!“ fiel Susanne ein. „Das ist so gut geschrieben, wie eine Tirade des Herren von Ennery; allein bis jetzt liegt wenig Sinn darin; kürze also ein wenig ab, ich bitte Dich, und komme zur Sache.“